

Arbeiten auf dem Männerstrich – Stationen einer Karriere

von Rüdiger Lautmann (Hamburg / Universität Bremen)

Die Süddeutsche Zeitung brachte vor sechs Wochen einen ganzseitigen Bericht über das Stricherleben – aufgrund von zwei Gesprächen mit «Benni», einem 22jährigen Studenten, der in einem Berliner House-of-Boys anschafft, für einen Abendverdienst von durchschnittlich hundert Euro fünfmal in der Woche. Verlieben kann er sich nicht, aus der Szene lösen auch nicht, es ist hoffnungslos. Über dem Artikel steht in Riesenlettern: „Zuletzt gehen sie doch zugrunde.“¹ So also lautet die öffentliche Meinung, verbreitet in einem seriösen Blatt.

Was erst denkt man wohl über die Männer, die auf der Straße anschaffen?! Das Gruselige solcher Schicksale versucht man typischerweise zu beruhigen, indem mitfühlend gefragt wird: *Warum* ist jemand so geworden? *Wie* können wir Anständigen ihm da heraus helfen? Ganz ‚tiefschürfend‘ ist die Frage: Welche Weichen in der Biographie wurden ‚falsch‘ gestellt?

Darin stecken einige verdächtige Vorannahmen: Von «Natur» mache niemand so etwas, sich zu verkaufen – es sei ein Lebenslaufunfall, es sei etwas Schlimmes, vernünftige Gründe für ein Stricherdasein könne es nicht geben. Ferner steckt darin auch die Hoffnung, wir könnten heute erklären, wie jemand in bestimmter Weise «sexuell» wird, homo, hetero, bi oder eben fähig zum Körperverkauf. Doch haben wir diese Kenntnisse über den Verlauf der sexuellen Sozialisation bis heute nicht erlangen können – hundert Jahre, nachdem Sigmund Freud das Thema für Homo- wie Heterosexuelle eingeklagt hat. Glauben Sie keinem, der Ihnen eine Theorie anbietet, wonach bestimmte Resultate des Sexuellwerdens empirisch gesichert erklärt werden.

Nehmen wir zum Beispiel eine psychologische Studie wie die von Patricia M. Simon u.a.² Hier wurden 211 erwachsene Straßen-Sexarbeiter in New Orleans auf psychopathologische Auffälligkeiten untersucht. Gefunden wurde ein signifikant höheres Maß an Symptomen, verglichen mit anderen Männern. Insbesondere paranoischer Art (mit Items wie: «Den Leuten kann man nicht vertrauen» oder «Leute nutzen einen aus, wenn man sie lässt»). Ferner: depressiver Art (Items: Einsamkeit, Ärger, Hoffnungslosigkeit, Selbstvorwürfe) sowie auch psychotischer Art (beispielsweise: Stimmen hören). Allerdings sind diese Werte keineswegs so hoch wie bei Psychiatriepatienten. – Kann man nun folgern: Diese Art seelischer Störung bringt die Jungen auf den Strich? Nein! Denn das Autorenteam lässt die Frage der Kausalrichtung offen. Die Symptome können einerseits beim Eintritt in diese Welt mitgewirkt haben, andererseits indessen eine Antwort auf die gefährliche und chaotische Lebenswelt der Sexarbeiter darstellen.

Die Prostitutionsforschung konzentriert sich meist auf solche Fragen: Welche Art von Sozialisation prädestiniert zur sexuellen Dienstleistung? Welche sexuelle Identität besitzen Stricher? Klare Antworten auf diese Fragen hat man nicht bekommen. Die Fehlanzeige resultiert vielleicht daraus, dass man zu sehr auf Eindeutigkeiten und Kausalfaktoren aus ist. Wenn man diesen Erklärungsanspruch etwas zurücknimmt und erst einmal das Geschehen

¹ Ingo Mocek in: SZ Nr. 195 v. 24. August 2002, Wochenendbeilage, S. III.

² Patricia M. Simon u.a., Psychological Characteristics of a Sample of Male Street Prostitutes, in: Archives of Sexual Behavior 21 (1992), S. 33-44. Die Kontrollgruppe besteht aus unauffälligen Normalmännern.

in seinen Abläufen beschreibt, erhalten wir ein stimmigeres Bild. Ins Soziologische übersetzt lässt sich die Frage nach Woher und Warum der Stricher mit einem *Karriere-Modell* untersuchen.

Sexarbeit als Karriere

Üblicherweise wird ein *Phasenmodell* benutzt: Einstieg – Verlauf – Ausstieg. Darüber hinaus könnte eine «Vorphase» interessieren, nämlich wegen der Ursachen in Kindheit und Jugend, ferner die Frage nach eventuellen Spätfolgen, also der weitere Lebensverlauf. Leider aber war Prostitution als Thema der Wissenschaft und ihren Sponsoren noch nie «fein» genug, um die für eine langfristige Verlaufsstudie erforderlichen Mittel aufzubringen.

Vorbereitende Phase

Der *familiäre Hintergrund* scheint meist brüchig zu sein; der Junge wächst in keiner einigermaßen intakten Primärgruppe auf. So berichten es befragte Männer in großer Zahl (und manche werden vielleicht selber wissen, dass diese «Erklärung» für ihre Abweichung bei Betreuern und Neugierigen gut ankommt).

Überzeugender wäre eine Erklärung, welche bei den *Herausforderungen in Kindheit und Jugend* ansetzt. In der modernen Gesellschaft beginnt die Modellierung der Persönlichkeit außerordentlich früh, und sie kann nicht immer gelingen. Der kleine Mensch wird mit einer Vielzahl von Möglichkeiten und Ansprüchen konfrontiert, die er nur teilweise bewältigen kann. Aus den Engpässen dieser Lebensphase führen eben auch Abwege hinaus, deren Warn- und Verbotsschilder dem Jungen durchaus bekannt sind.

Als Erklärung bleiben derartige Hinweise allerdings problematisch, weil so viele Kinder und Jugendliche jenen Konflikten ausgesetzt sind, *ohne* dass sie in die Szenen von Gewalt, Kriminalität, Sexarbeit oder Drogenabhängigkeit hineingerieten. Auch muten die Hinweise etwas fatalistisch an, denn nachholen lässt sich eine verlorene oder gestörte Kindheit ja nicht. Zurückzuweisen ist also die Vermutung, es gäbe eine Art von *Sozialisation*, welche direkt in die Prostitution hineinführt. Vielmehr gibt es nur das Hineingleiten und anschließend das Training.

Die *Erfahrung sexuellen Missbrauchs* gehört zu den verbreitetsten Annahmen, wie ein Junge zur Sexarbeit disponiert werde. Die sexuelle Misshandlung im Kindesalter wird heute allzu geläufig zum Generator für alle möglichen Fehlentwicklungen gemacht, zumindest bei Frauen. Die Stilisierung zur Haupt- oder gar Alleinursache vermag aber nicht zu überzeugen. Zu viele andere Ursachen kommen in Betracht, und empirisch begründete Korrelationen liegen nicht vor.

Auch der britische Kriminologe Donald West, der die These mit den Daten einer Londoner Erhebung ausführlich diskutiert, zweifelt daran. „Die Hypothese, dass Jungen durch frühen Missbrauch die Macht ihrer Sexualität für materielle Ausbeutung erlernen, erhielt in dieser Studie wenig Unterstützung. [...] Sexueller Missbrauch ist oft nur eines unter vielen Merkmalen in einem unordentlichen Aufwachsen.“ West verweist auch darauf, dass die Jungen selbst jenen Zusammenhang nicht herstellten und dass sie für ihre Gewalterfahrungen nicht den Empfang von Belohnungen berichteten. So sind „die Erfahrungen sexuellen Missbrauchs im Knabenalter eher bloße Symptome der allgemeineren Malaise, die einige junge Männer in die Straßenprostitution hineinzutreiben hilft“.³

³ Donald J. West, *Male Prostitution. Gay Sex Services in London*. London (Duckworth) 1992, S. 33-51 (37, 50 f.).

Hinter der These, Missbrauch führe mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit auf den Strich, scheint eine Art von Kontinuitätsannahme zu stecken: Die Instrumentalisierung des sexuellen Körpers geschieht zuerst durch die Gewalt eines Erwachsenen, später durch die finanzielle Überlegenheit des Freiers. Dies könnte eine vor allem *moralische* Gleichung sein, wonach Sexualität nur dann wertvoll ist, wenn sie durch eine anerkannte partnerschaftliche Beziehung oder Liebe getragen wird. Aufgezwungene, gekaufte, abenteuernde usw. Sexualekontakte hingegen wären minderwertig. Dem Verständnis von sexueller Dienstleistung stehen solche Vereinfachungen im Wege.

Auch das *soziale Milieu* eignet sich nicht zur Erklärung, um die Vorbedingungen einer Stricher-Karriere zu beschreiben. Es gibt nicht einen bestimmten sozialen Ort, der für einen solchen Lebensverlauf prädestinierte. Zusammenfassend lässt sich das Resümee der britischen Untersuchung zitieren, das für die männliche Sexarbeit in westlichen Ländern gelten dürfte. Die Sexarbeiter folgen einem prekären Lebensstil und wählen die Straßenprostitution als ein Mittel für ihren Lebensunterhalt. Zu den Faktoren hierfür gehören: „Fehlen eines familialen Rückhalts, Obdachlosigkeit, temperamentsbedingte Schwierigkeiten, Ausbildungsmängel, Beschäftigungsoptionen beschränken sich auf langweilige und niedrigbezahlte Jobs“. In dieser Lage scheint die Strichszene eine täuschend leichte Alternative anzubieten.⁴

Der Einstieg

Am Beginn steht immer: Der junge Mann braucht Geld, und zwar meist dringend, weil er keines hat, um sich Essen und Unterkunft zu kaufen. Das Weitere besorgen erfahrene Männer, entweder Kollegen oder Freier. Das Erste-Mal können fast alle Sexarbeiter im Interview in allen Einzelheiten erzählen, auch nach Jahren noch. Beim Lesen solcher Berichte ist man zunächst sehr erstaunt, wie niedrig die Schwelle war, wie leicht der Übertritt.

Am Beginn steht ferner: Die bisherige Lebensumwelt hält den Jungen nicht mehr fest, er ist in gewisser Weise offen für den Schritt in einen anderen Kontext. Die Herkunftsfamilie zerbrach oder wurde unerträglich, das Kinderheim mit seiner Gehorsamsforderung war nicht länger auszuhalten – all dies fügt sich zum Bild des «Ausreißers». Etwas Neues musste jetzt kommen. So jemandem bietet sich die Subkultur des Strichs an. Befragte Sexarbeiter berichten ein leichten Einstieg – gerade so, als wäre auf den Jungen gewartet worden. Das Muster heißt: *Hineinrutschen*.

Mit den im Folgenden zitierten Aussagen soll nichts *bewiesen* werden; vielmehr möchte ich meine abstrahierenden Feststellungen anschaulich machen. Wer andere Studien kennt oder in dem Bereich arbeitet, dem sagen diese O-Töne nichts Neues. Sie stehen hier, um die Übersetzung von Felderfahrungen in das sozialwissenschaftliche Vokabular zu erleichtern.⁵

Tom: „Man ist einfach da reingerutscht. Irgendwie war man auf einmal da – in dieser Szene. Ich war auf einmal in dieser Szene. Bis da so'n Typ kam, der was los machen wollte. – Auf einmal war ich da drin, und denn geht's da gut ab. – Einmal war ich dageblieben, und dann immer öfter.“ (50/1119-1171)

⁴ West 1992, S. 60.

⁵ Die Zitate (Nummer des Interviews/Zeilenzahl der Transkription) stammen aus Gesprächen mit männlichen Sexarbeitern vor einigen Jahren in Hamburg. Interviewer: Dr. J. Hutter. Wir hatten kein eigenes Forschungsprojekt zur Tätigkeit und zum Karriereverlauf der Strichworker. Vgl. den Forschungsbericht von Jörg Hutter/Volker Koch-Burghardt/Rüdiger Lautmann, *Ausgrenzung macht krank. Homosexuellenfeindschaft und HIV-Infektionen*, Opladen (Westdeutscher Verlag) 2000.

Mirco hat im Heim „einen kennen gelernt, der war hier schon auf der Szene. Der ist da auch schon anschaffen gegangen. Und der hatte mich mal mitgenommen. Und dann war ich hier so ein halbes Jahr. – Kein Kumpel, ich hatte den einfach nur so kennen gelernt. Und dann: Weißt, wo man Geld machen kann? – Das Wort Geld klingt ja nun in jedem Kopf, und ich dann natürlich mit.“ (48/371 ff.)

Begleiter erleichtern den Einstieg ungemein. Das können Altersgenossen sein, wie im gerade zitierten Beispiel. Das können auch Berufstätige wie Barkellner sein.

Kalle ist aus dem Heim „abgehauen und bin hier auf den Hauptbahnhof gekommen. Da hab ich'n Freund getroffen, der das hier macht. Und denn meint er: Ja, so kann man Geld machen, ohne kriminell blabla.“ – Der ‚Freund‘ ist ein Junge aus der Nachbarschaft seiner Herkunft. – „Ich bin hierher, weil ich wusste, hier ist die Innenstadt.“ Gar nicht einmal der Bahnhof zog ihn an – das abendliche Leben der Stadt war es. (57/289-294, 480, 516-520) Und zum ersten Mal: „Das hab ich gleich geblickt. Mir hat mein Freund das genau erklärt.“ Am ersten Abend: „Ich hab zwei Freier gemacht.“ (57/460-462, 556 ff.)

Reiner war zwölf und im Heim, als ihm ein Mitbewohner „mal so'n bisschen was erzählt. Und hat mich dann mit hierher genommen und mir das gezeigt.“ (56/75-80)

Hartmut: „Erst hab ich hier 'n Jungen kennen gelernt, das is'n Barkeeper aus'm Exquisit. Dann sind wir in eine Kneipe gegangen, und da saß er, und mit dem bin ich gleich mit nach Hause, für hundert Mark haben wir da Sex gemacht.“ Später vermittelt der Kellner ihm die Freier. (49/1153-1166)

Warum sind die Jungen nicht mehr in ihrer Herkunftsfamilie? Kalle beispielsweise kommt mit elf ins Heim; die Gründe dafür sind: Die Eltern haben sich getrennt, der Junge klaut, sein Vater schlägt ihn. Warum ist er nicht im Heim geblieben? „Weil ich keine Freiheit hatte.“ (57/299, 366, 434) Viele Kinder benennen als Grund für ihr Weglaufen aus dem Heim, selbst über ihr Leben und den Tagesablauf bestimmen zu wollen.⁶ Tom lebte im «Rauhen Haus» in Hamburg. „Das war auch gut dort. [...] Meine Erzieher ham mir meine [*betont*] Freiheit gelassen.“ Anders die früheren Heime, von wo er abgehauen ist. „Ja, was soll ich irgendwo leben, wo's mir nicht gefällt?“ (48/123, 1569, 1580)

Die subkulturellen Szenen, zu denen auch die männliche Sexarbeit gehört, nehmen den Anfänger gerne auf, und diesen empfängt hier eine Gleichaltrigengruppe. Dass hieran auch positive Seiten zu bemerken sind, deutet Antje Geyer an, die als Frau streetwork machte und von der Mixtur verschiedener Leute beeindruckt ist, von der „offenen Szene wie am Hauptbahnhof, in der sich Jungs, Mädchen, Jüngere, Ältere, Drogenabhängige, Nichtdrogenabhängige, Prostituierte, «Solide», Passanten und Freier mischen [...] Die Szene war für mich eine völlig neue Welt mit viel Herzlichkeit, Lachen und Spaß, aber genauso viel Elend, Trauer und Verzweiflung.“⁷

Betrachten wir den Einstieg unter biographischer Perspektive, dann wäre es wenig sinnvoll, ihn als eine so genannte *Status-Passage* zu bezeichnen. Wer «anzuschaffen» beginnt, verändert nicht seine psychosoziale Identität. Der Ausdruck Stricher (ebenso wie Sexarbeiter Prostituiertes, usw.) spiegelt eine Festigkeit von Verhaltensweisen und Erwartungen vor, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Was es gibt, ist bezahlte Sexarbeit (Prostitution usw.), und sie ist fester Bestandteil der sozialen Organisation von Sexualität. Innerhalb dieser Organisation gibt es Regeln, Interaktionsformen usw. – aber sie durchdringen nicht notwendig die hier Tätigen. Befremdlich wäre es auch zu vermuten, sie würden durch ihre

⁶ Mathias Herm, in: Birgit Bader/Ellinor Lang, Hgb., *Stricher-Leben*. Hamburg (Galgenberg) 1991, S. 55.

⁷ Antje Geyer, in: Bader/Lang, S. 91 bzw. 88.

Arbeit ein für allemal «geprägt». Eine vorschnelle, von außen herangetragene Stilisierung der Stricher als Träger einer «prostitutiven Identität» o.ä. hätte keine empirische Grundlage.

Aktive Phase

So wie das Geld den Einstieg veranlasste, so dirigiert es den Fortgang der Sexarbeit. Dies gilt festgehalten zu werden, um gegen jegliche Diabolisierung und Idealisierung gefeit zu sein. Keiner der Beteiligten dürfte sich über die finanzielle Grundlage des Geschäfts täuschen, letztlich auch die Freier nicht. Es geht um den Kauf von Körperberührungen und orgasmischer Emotion, und es ist wenig dienlich, diesen Charakter zu dämonisieren. Geld als Regulationsfaktor sozialer Interaktion gehört zu den *rationalen* Steuerungsmitteln, selbst in moralisch vermintem Gelände.

Das Leben der männlichen Sexarbeiter zeichnet sich in allerhöchstem Maße durch *Unstetheit* aus. Zu seinen beständigsten Merkmalen gehört der Wechsel. Häufig und schnell ändern sich die Perioden des Tätigseins, die Art der Tätigkeit, die Orte und die Kundschaft. So erlebte es denn auch die Streetworkerin: „Die meisten Kontakte brachen jedoch ohne Vorwarnung nach intensiven ein bis zwei Monaten abrupt ab.“⁸

Über den Verlauf der männlichen Sexarbeit sind wir durch zahlreiche Untersuchungen recht gut informiert. Sie behandeln meist ähnliche Themen und weichen auch in den Resultaten nicht dramatisch voneinander ab. Einiges davon sei hier exemplarisch angetippt. Da ist zunächst die vieldiskutierte Unterscheidung von *Arten* sexueller Dienstleistung.

Sexarbeiter Tom charakterisierte den Unterschied so: „Am Bahnhof kommen nur die Schweinefreier. Und wenn du auf Apartment arbeitest, kriegst du richtig Schotter. Interviewer: Was sind die ‚Schweinefreier‘? Tom: Weil das die Penner eigentlich sind, die alles für’n Fuffi wollen und, und, und für’n Dreißiger und so’ne Scheiße.“ (50/1716-1735) Auch hier geht es also um die Höhe des möglichen Verdienstes, also den kaufmännischen Aspekt.

Vielleicht sollten wir auf einen Berliner «Dressman» hören, der gegenüber Birgit Bader darauf bestand, zwischen Stricher und Callboy bestehe kein relevanter Unterschied, und dafür eine Reihe von Argumenten beibrachte. Ob Callboy oder Stricher – sie tun dasselbe, meint er nicht zu Unrecht, „für Geld seinen Körper verkaufen, sich darbieten, anbieten, Fleischbeschau. Sich betatschen lassen; bumsen lassen; vielleicht selber bumsen.“ Die Callboys wollen etwas Besseres sein, hätten aber mehrheitlich selber am Bahnhof angefangen.⁹

Die Konsequenz wäre, die bekannten Typisierungen nicht mehr auf die *Personen* der Sexarbeiter zu beziehen, sondern auf die *Prostitutionsszenen* und damit (nur) die subkulturellen Orte zu bezeichnen, an den Sexarbeit angeboten wird. Diese Szenen unterscheiden sich nicht so sehr nach dem geographischen Ort, sondern nach den Regeln, in denen das Geschäft abläuft.

Am Beispiel einer metropolitanen Szene (dem Times Square in New York City – vor seiner Restrukturierung) wird das Netzwerk aufgeschlüsselt: die Plätze, Sprechweisen und Preispolitik. Ungeschriebene Regeln bestehen für den Umgang untereinander und mit Klienten. So sollte ein anderer Stricher niemals dazwischenkommen, wenn ein

⁸ Geyer, in: Bader/Lang, S. 88.

⁹ Interview Jonny, in Bader/Lang, S. 21-30 (21-24).

Kollege bereits an einem Freier dran ist – sonst muss er eine scharfe Warnung, Zurückweisung oder Schläge gewärtigen.¹⁰

Die Forschungen zur männlichen Sexarbeit behandeln als weitere Themen beispielsweise:

- die unklare *Eigensexualität* der Stricher,
- die *Professionalisierung* ihrer Arbeit (Faktoren: Bildung, Handlungskompetenz, Alter und Drogenabhängigkeit) sowie
- die *Fassade*, die gegenüber Familie/Schulkameraden/Bekanntem aufrechterhalten wird. Hartmut räumt dafür kriminelle Tätigkeiten ein, wie Hehlen, Dealen, Zuhälterei. „Aber mit Homos dürfen die nichts wissen!“ (49/279)

Der Ausstieg

Wenn schon während der Zugehörigkeit immer wieder «kleine» Fluchten stattfanden, dann sollte auch ein endgültiger Abschied leicht fallen können. „Das ist ja kein Beruf,“ stellt Tom fest (50/3066); allerdings hat er ein Handwerk gelernt und arbeitet auch darin – neben der Sexdienstleistung in seiner Wohnung. Und Kalle: „*Int. Warum hast du jetzt aufgehört?* Ich hatte keine Lust mehr. Echt nicht. Das hat mich abgeturnt.“ (57/1250-1257) Nach einem markierten Ende, einer geplanten und bewusst umgesetzten Entscheidung sieht das nicht aus.

Und *leicht* fällt der Ausstieg eben nicht – wenn nämlich keine Alternativen zur Verfügung stehen. „Eine Ausbildung dauert zu lang.“¹¹ – Als Anschlussberuf wird zuweilen der Barmann bzw. Kellner genannt. Einige Befragte schildern, wie sie ihre Sexarbeit-Professionalität hier weiter verwenden können: für gelegentliche Jobs (auch mit früheren Stammfreiern) und als Vermittler.

Friedrich Stallberg hält Anschlussstätigkeiten im deviant-kriminellen Bereich für möglich. Er vermutet, „dass sich die schon vor Prostitutionsaufnahme reichlich vorhandenen Auffälligkeiten und Probleme während dieser Episode noch verstärken werden; ganz gewiss erfahren sie keine Aufhebung. Eine Gefahr dürfte auch sein, dass eine Gewöhnung an die Vorteile einer Lebensweise eintritt, die sich nicht allzu lange aufrechterhalten lässt.“¹²

Wie beim Einstieg bedarf es auch beim Ausstieg der *Begleitung* durch Personen, die sich dem abschiednehmenden Stricher zuwenden und sein Vertrauen genießen. Dies ist heute wahrscheinlich *keine* Aufgabe für Sozialarbeiter in der Szene, weil das als eine Art von pädagogischer Kontrolle gesehen und abgelehnt werden würde. Insgesamt fehlen Hinweise, wer in systematischer Art die Ausstiegsbegleitung leisten könnte. Eine (zumindest) hinnehmende Reaktion seitens von Bezugspersonen ist erforderlich, um dem Sexarbeiter eine Rückzugsmöglichkeit und auch einen Ansatz für einen eventuellen Ausstieg zu bieten. Wer könnten solche Bezugspersonen sein, also Menschen, denen er vertraut und zu denen eine expressive, keine instrumentelle Beziehung besteht?

- Die *Herkunftsfamilie*? Oft besteht zu ihr nur wenig Kontakt.
- Die *<Szene>*? Also die Subkultur, in welcher Prostitution akzeptiert ist? Sie wird ihn nicht kritisieren, aber kaum seinen Abschiedswillen stärken.
- Bekannte aus der *<anderen Welt>*, aus dem früheren Leben in Schule, Nachbarschaft, Verwandtschaft? Vor denen wird der Sexarbeiter seine aktuelle

¹⁰ Vgl. Robert P. McNamara, *The Times Square Hustler: Male Prostitution in New York City*, Westport (Praeger) 1995, S. 62.

¹¹ Interview mit dem 22jährigen Mario, in Bader/ Lang, S. 85.

¹² Friedrich W. Stallberg, *Das Strichjungenphänomen – Aktualität, Perspektiven, Befunde*, in: Kath. Sozialethische Arbeitsstelle, Hgb., *Strichjungen – Fakten zur männlichen Prostitution*, Hamm (Hoheneck) 1990, S. 17-26 (25).

Situation meist verheimlichen, so dass eine evtl. Beistandsbereitschaft nicht so recht wissen könnte, wie sie ansetzen soll.

Wie oft setzt der *Tod* das Ende? Das würde nicht überraschen, selbst bei einer so jungen Altersgruppe. Die Stricher, wen sie auf der Straße leben, sind den Risiken eines exzessiven Drogengebrauchs, eines schlechten Gesundheitszustandes und anderen ruinösen Lebensbedingungen unterworfen. An den Folgen von Aids indessen wird möglicherweise weniger gestorben, als man annehmen könnte. Gewiss gibt es nirgends mehr Sexualkontakte zwischen wechselnden Partnern. Und auch der riskante Verkehr (ungeschützt, anal-rezeptiv) kommt für Prostituierte und Klienten in nicht unerheblichem Ausmaß vor. (Dies entgegen den stereotypen Selbstdarstellungen, wonach man a. heterosexuell sei und b. niemals passiv-analen Verkehr ausübe. Weniger bekannt ist das Zugeständnis, wonach ihnen vor allem daran gelegen ist, dass die Kameraden von den durchaus vorkommenden Ausnahmen nichts erfahren sollen.)

Martin S. Weinberg und Colin J. Williams, die in den USA zu den profiliertesten Sozialforschern männlicher Homosexualität zählen, finden in einer Vergleichuntersuchung *keine* höhere Infektionsrate bei Strichern, verglichen mit anderen homosexuellen Männern. Und dies trotz des besonderen Risikos von Prostituierten (viele Partner und ungeschützte Kontakte). Das gilt in Neuseeland, nicht aber für Räume wie Brasilien und New York City. Warum? Die sonstigen Umstände geben den Ausschlag: der generelle Infektionsstand eines Landes, Armut und Analphabetentum, Verbreitung harter Drogen, staatliche Unterstützung, Präventionsprogramme und Gesundheitssystem.¹³ Die deutschsprachigen Länder dürften hier eher auf der etwas sichereren Seite sein.

Das weitere Leben

In der Bildungsforschung gibt es die «Verbleibsstudien», die uns sagen, was aus den Absolventen der staatlichen Lehranstalten wird. Für die männlichen Sexarbeiter gibt es überhaupt nichts, was uns über den weiteren Lebensgang informiert. Wie auch sollte man sie auffinden? Langzeitstudien im sozial stigmatisierten Bereich werden nicht unternommen.

Aus gelegentlichen Randbemerkungen scheint sich ein düsteres Bild zu ergeben. Allerdings stechen die problematischen Verläufe wohl auch mehr ins Auge als die unauffälligen. Die Londoner Erhebung dokumentierte (unsystematisch) einige spätere Biographien. Unter elf wiedergegebenen Geschichten (aus Interviews mit älteren und ehemaligen Strichern) befinden sich (nur) zwei mit günstigem Ausgang, die anderen wirken eher unglücklich.¹⁴

Ein skeptische Prognose stellt der erfahrene Prostitutionsforscher Stallberg auf. Aus seinen Studien zur weiblichen Prostitution heraus vermutet er für das Gegenstück: „Insgesamt [...] besiegelt die männliche Prostitution eine Randständigkeit, aus der herauszufinden ungemein schwer sein dürfte.“¹⁵

Gute Aussichten für eine gelingende Anpassung im weiteren Leben hat vor allem (wenn nicht: allein) eine Kategorie von Sexarbeitern, die als «Teilzeit-Stricher» beschrieben wird und hauptsächlich aus Studenten, Lehrlingen oder jungen Berufstätigen besteht. Das geht ansatzweise aus einer Verlaufsstudie hervor, die ihre Befragten über drei Jahre verfolgte.¹⁶

¹³ Martin S. Weinberg u.a., Men Sex Workers and Other Men Who Have Sex With Men, in: Archives of Sexual Behavior 30 (2001), S. 273-286.

¹⁴ West 1992, S. 161-178.

¹⁵ Stallberg, S. 25.

¹⁶ D. M. Allen, Young Male Prostitutes, in: Archives of Sexual Behavior 9 (1980), S. 399-426.

Für den weiteren Lebenslauf, nach dem Ende der Verkäuflichkeit, mögen bei einer Reihe von früheren Prostituierten andere Umstände statusbestimmend werden: Drogenabhängigkeit, Obdachlosigkeit, Betteln oder Kriminalität. Hierfür existieren dann sogar staatliche und karitative Ausstiegsprogramme. Insgesamt sehen wir eine Karriere außerhalb des normalen Lebenslaufs und am Rande der gesellschaftlichen Daseinsmöglichkeiten. Können wir denn für die männlichen Sexarbeiter etwas Anderes erwarten bzw. unter welchen besonderen Umständen?

Widerlegt ist bislang also nicht, was generell das Bild der sexuellen Dienstleistung ist: in einer *sozialen Falle* gefangen zu sein. Ein Stricher ist (im nicht seltenen Extremfall) einerseits ohne Wohnung, Arbeit und Familie, andererseits ist sein Tätigsein befristet. Das Problem ist nicht, wie von der Sexarbeit loszukommen ist, sondern wie der Übergang zu einer konventionelleren Art des Geldverdienens bewerkstelligt wird. Auf dem Strich löst sich das Subsistenzproblem nur vorübergehend, aber nicht dauerhaft. Die Engpässe des Lebenslaufs werden nicht beseitigt: Die Defizite bestanden ja bereits vor dem Eintritt in die Szene.

Positive Verläufe werden zwar berichtet, aber eher selten: Manche Sexarbeiter haben gespart, finden einen auskömmlichen Beruf, vielleicht einen Partner. Den anderen mag die Gewährung von Sozialhilfe eine gewisse Lebensgrundlage bieten, deren Knappheit sie – nach einigen Jahren des Übergangs – auch akzeptieren können. Herkunft und Aufwachsen hat diesen Männern vielleicht nie eine bessere Aussicht eröffnet, ob sie nun auf dem Strich gearbeitet haben oder nicht.

Sexueller Dienstleister: Identität oder Randaspekt?

Der soziologische Blick auf die Sexarbeit könnte auch ganz anders ansetzen. Vielleicht handelt es sich gar nicht so sehr um den wohlgegliederten Komplex, wie wir ihn mit einem «Karriere-Modell» aufschlüsseln? Möglicherweise ist Sexarbeit nicht mehr als *ein Aspekt* im Leben einiger junger Männer. Wir distanzieren uns zu Recht vom Begriff des *Strichers*, wegen des abwertenden Beiklangs. Aber dann versuchen wir, diese Tätigkeit zu einer Art von Beruf aufzuwerten. Das könnte sich als ein Bärendienst erweisen, weil den Sexarbeitern damit ein feststehendes Etikett aufgeklebt wird.

Wir müssen davon ausgehen, dass Bezeichnungen wie Stricher, Prostituiertes usw. *von außen* an die Betroffenen herangetragen werden. Wie sie selber sich sehen und benennen, ist bislang kein Thema gewesen. Vermutlich machen sie von den kursierenden Namen einigen Gebrauch – aber entspricht das ihrer Sicht auf sich selbst? Ich möchte bezweifeln, dass die Sexarbeiter sich mit dieser Tätigkeit identifizieren.

Man könnte die jungen Leute, die da an bestimmten Plätzen herumhängen, auch anders benennen und ihre Situation umfassender sehen. Dann wäre Prostitution nur *eine* ihrer Optionen und bei vielen von ihnen bloß ein Teilaspekt ihres Existenzkampfes am Rande der ordentlichen Gesellschaft. Die Teilhabe an einer Subkultur der Sexualität wird allzu leicht zum Hauptmerkmal eines Menschen gemacht («Schwuler», «Lesbe», «SM-ler» beispielsweise); diese Tendenz wird von einer ungunstigen Tradition verschuldet und stellt den Beginn einer Moralstrafe dar. Die «Huren» und «Stricher» sind eben diesem Bezeichnungsterror ausgesetzt (ihre Freier bislang nicht, merkwürdigerweise). Neuere Betrachtungsweisen, die beim *Lebensstil* ansetzen, vermeiden die Stigmatisierung.

Die früher verbreitete Annahme, es gebe *den* typischen jung-männlichen Prostituierten, ist inzwischen widerlegt. Über die Einzelheiten der Aufgliederung mögen die Meinungen noch auseinandergehen – einig ist man, dass es kein Einheitstypus ist. Die geläufige Einteilung in Apartment-, Telefon-, Bordell-, Lokal- und Straßen-Prostitution beschreibt eher die

Treffpunkte. Hierbei wird nach Ort, Erreichbarkeit, Sichtbarkeit und Kontrolle über die Situation typisiert, nicht aber nach den Personen der Sexarbeiter.

So gibt es die Tätigkeit und den Markt für *Kaufsex*; ob es hingegen den *Sexverkäufer* als Sozialcharakter, als soziale Rolle oder gar als Identität gibt, das muss uns mehr als fraglich erscheinen.

Die «Sex-Industrie»

Sozialarbeiter und Prostitutionsforschung haben sich die Stricher zum Objekt auserkoren. Unser Augenmerk richtet sich seit eh und je auf die Frauen und Männer, die im Prostitutionsgeschäft arbeiten und ihre Dienste anbieten, seien es nun die Einzelnen auf der Szene, seien es die verschiedenen Figuren der Dienstleister im allgemeinen. Damit wird unser Thema in einer ganz bestimmten Weise zugeschnitten: in einer Art von «individualistischen Blickverengung».

Die australischen Gesundheitsforscher Browne und Minichiello resümieren für den englischsprachigen Raum die Forschungen über Male Sex Work, die übrigens einen beachtlichen Umfang haben. Ihr Ergebnis: „Männliche Sexarbeiter werden oft porträtiert, als seien sie seelisch gestörte und sexuell missbrauchte soziale Misfits mit unstabilem Hintergrund, die machtlose Opfer sind, jedoch ‚gefährliche Vektoren‘ (der Aids-Krankheit) in die Allgemeinbevölkerung.“¹⁷

Statt dessen sollte uns die Interaktion zwischen Dienstleister und Klienten interessieren. Über die *Freier* ist noch weniger bekannt als über die männlichen Sexarbeiter, und wenn, dann weiß man es allenfalls aus den Erzählungen der Jungen und Szeneprofis (Barkeeper, Vermittler, selber zum Kunden gewordenen Altarbeiter).

Eine Londoner Untersuchung resümiert dazu: „1. Klienten, wie Sexarbeiter, sind von vielen Arten, sie kommen aus jeder Sozialschicht, sind verheiratet oder single, selbstbezogen oder rücksichtsvoll, unverfroren oder gehemmt, wollen nur sexuelle Erleichterung aus oder versuchen ihrer Einsamkeit zu entrinnen, wünschen gewöhnlichen Sex oder suchen spezielle Rituale.
2. Die Motivationen der Klienten variieren; aber viele empfinden ein starkes Bedürfnis nach einer sexuellen Erfahrung, die sich nicht anders erlangen können oder zu erlangen wagen als durch den Kontakt mit einem Sexarbeiter. Solange wie eine männliche Sexindustrie besteht, wird ihr niemals die Kundschaft ausgehen.“¹⁸

Über die Klienten wird viel Negatives erzählt – wie sie ausschließlich an dem jugendlichen Körper interessiert sind und ihn nach gehabter Lust wegwerfen. Auch wenn nicht alle so reden, gibt es genug Stricher, die von ihren Klienten nichts Gutes berichten, sondern pauschal ein vernichtendes Urteil fällen. Daraus formt sich eine Art von Freier-Stigma, das sich weit verbreitet hat, unter den Jungen ebenso wie wahrscheinlich bei den Helfern und in der Öffentlichkeit.

Nun fragt man in der Soziologie nach der *Interaktion*, untersucht also, wie die beiden Seiten zueinander kommen, wie sie einander sehen und behandeln und welche Arten von Situationen sie aufbauen. Der Arbeitgeber des Strichers ist der Markt, nicht aber der einzelne Freier. Doch ohne die Käufer und Zahler mit in den Blick zu nehmen, wird man das Prostitutions-Phänomen niemals richtig verstehen. Hier schlummert ungenutztes Potential –

¹⁷ Jan Browne und Victor Minichiello: Research Directions in Male Sex Work, in: Journal of Homosexuality 31, Nr. 4 (1996), S. 29-56 (51 f.).

¹⁸ West 1992, S. 263-277 (277).

wissenschaftlich, politisch, sozialarbeiterisch –, falls wir daran interessiert sein sollten, die Zustände in der Sexarbeit zu zivilisieren.